Eine verrückte Idee

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572852

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

auf den letzten Rest ausbeutete. Er war noch hagerer als zuvor. Der Rücken hatte sich noch etwas mehr gekrümmt, und in seinen rötlichen Haaren hatte das Grau die Oberhand gewonnen. Zu beiden Seiten des unbehaarten Mundes standen zwei zu den Nasenflügeln hinlaufende Furchen, tief und scharf, und es war, als müßte man durch das wächserne Gesicht hindurch jedes Blutströpfchen wahrnehmen können, das in die hämmernden Schläfen hinaufstieg.

Als Madleh sich nicht um den neben ihr Stehenden kümmerte, begann er wieder: „Das Häufchen langt nicht einmal für einen halben Vierling, und zum Essen bleibt auch fast nichts!"

„Es hat eben im Herbst nicht gar wohl ausgegeben," gab das Weib ruhig Bescheid.

„Glaub's schon, wenn man seit Jahren nichts in die mageren Aeckerlein hineingetan. Ganz ausgemergelt sind sie. Auch heuer ist wieder kein Dung da. Und die Wiesen hätten ihn auch nötig."

„Die Samen kannst in das Schöpflein tragen," unterbrach Madleh seinen Erguß. Etwas barsch klang ihre Stimme.

„Dort erfrieren sie, wenn's nochmals sollte kalt werden."

„Man muß sie decken." Damit holte sie selber einen Korb herbei und trug das andere Häuflein wieder in den Keller zurück.

Beim Essen fing Willem wieder in vorwurfsvollem Tone an, das saure Gesicht auf Madleh gerichtet: „Kaufen wird man noch müssen. Weiß der Herrgott, wo man jetzt noch bekommt!"

„Der Lohner im Pintli hat noch."

„Teuer genug, denk ich."

„Fünfeinhalb der Zentner."

„Mit einem machen wir's nicht. 's fängt beim Donner früh an. Muß ich jetzt das sauer Ersparte schon hergeben?" Darin lauerte ein verstohlenes, an das Weib gerichtetes Fragen. Madleh fühlte dies wohl. Das Blut wallte in ihr. Ein Würgen im Halse verschloß ihr den Mund. Willem zerbiß sich die Lippen. Er warf den Löffel auf den Tisch. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr.

(Schluß folgt).

Eine verrückte Idee.

[Nachdruck verboten.

Skizze von Fritz Müller, München.

Was wollen Sie? Jeder hat mal eine Idee. Denn ob sie verrückt ist, sieht man erst nachher.

Da spülte mich das Schicksal zwischen zwei Schnellzügen in meine Heimatstadt. Vor siebenundzwanzig Jahren hatte ich sie zuletzt gesehen, als mich das Schulhaus in die Hand des Lebens gab. Natürlich überkam es mich wie alle Heimatfinder: Rührung, Staunen — Staunen, Rührung. Nein, wie sich diese Stadt verändert hatte. Wie, wenn ich jetzt behaglich durch sie schlenderte, alter Erinnerungen voll? Aber nein — ich sah auf meine Uhr — eine halbe Stunde noch bis zu meinem Schnellzug. Es ging nicht. Nicht mal zu einem Besüchlein langte es bei einem alten Freunde.

Hm, hatte ich denn solche hier? Verwandte? Keinen. Und Bekannte? Je nun, da waren die alten Schulkameraden ...

„He, Kellner, bitte, das Adreßbuch, aber 'n bißchen fix!"

Die Erinnerung kramte in versunkenen Namen, während der Finger durchs Adreßbuch fuhr:

Billmann — aha, Roderich Billmann — ja, ja, das war der Billmann in der dritten Bank, links an der Ecke — der mit dem braven Gesicht, der immer so schüchtern wisperte, wenn der Lehrer ihn was fragte, jaja ... jaja ...

Und da — richtig, da war der Diggelmaier! Halt, ob es auch der richtige war! Jawohl, Franz Xaver — es gab nur einen Franz Xaver Diggelmaier in der ganzen Stadt — der, der immer auf der letzten Bank saß — der mit der lustigen Stimme — der immer den Kopf voller Lustigkeiten und Viechereien hatte, ach ja ... jaja ...

Und da — da stand ja auch noch der Praxmaier Anton, mein Nebenmann in

der fünften Bank, der gemütliche Praxmaier, der mich immer verstohlen zwickte, wenn der Lehrer was Komisches oder was Dummes sagte — denn auch Lehrer sagen mal was Dummes — ach ja, der Praxmaier ... jaja ...

Und der Schwickelmann, unser Franz Schwickelmann stand auch noch da — der erste in der ersten Bank, der würdige Schwickelmann mit der fetten Stimme, der immer alles wußte — der dem Lehrer immer sagen durfte, wo wir das letzte Mal stehen geblieben waren — ach ja, der Schwickelmann ... jaja ...

Ich schlug das Adreßbuch zu. Schade, schade, daß so wenig Zeit war. Ich hätte sie gar zu gerne mal besucht, diese alten Schulkameraden. Aber natürlich, wenn so wenig Zeit war — Halt, da fiel mir etwas ein —

„Kellner!"

„Sie wünschen?" fragte der Kellner in der Bahnhofswirtschaft dienstbereit.

„Das Telephonbuch, bitte!"

Und eine halbe Minute später setzte ich eine Kurbel in der dunkeln Zelle in Bewegung.

„Hier Amt!"

„Nummer einundachtzig vierundneunzig Billmann, bitte!"

„Nummer genügt — Namen ist nicht nötig — rrrr." Pause. Dann eine grobe Stimme:

„Hier Billmann und Kompagnie, wer dort?"

Nein, hatte dieser Billmann mit dem braven Gesicht, dieser Roderich Billmann, der immer so schüchtern wisperte, wenn der Lehrer ihn was fragte, hatte der sich einen groben Angestellten zugelegt.

„Ich möchte Herrn Roderich Billmann sprechen, bitte!"

„Bin ich selbst!" brüllte die grobe Stimme. Ich ließ vor Schreck den Hörer fallen. Mir verging die Lust am Weitersprechen. Der liebe brave Roderich Billmann — ein Traum versank. Ich läutete ab. Ich wurde jäh von Roderich Billmann und Kompagnie getrennt. Ich hatte nichts dagegen. Ich kurbelte wieder.

„Hier Amt!"

„Nummer achtzehn vierundneunzig!"

Rrrr ...

„Hier Professor Diggelmaier!" sagte eine ungemein würdige Stimme.

„Franz Xaver, ja?" sagte ich ein wenig beklommen.

„Professor Diggelmaier," betonte die würdige Stimme ärgerlich, „was geht Sie mein Vorname an — Sie wünschen? Aber rasch, bitte; meine Zeit ist gemessen, Herr!"

„Ich — ich wünsche nichts — nichts mehr — Schluß," stotterte ich.

„Unverschämtheit!" grollte der Professor Diggelmaiersche Zorn durchs Telephon. Den Hörer hängte ich ein. Den Kopf ließ ich in der Telephonzelle ein wenig hängen. Das also war der lustige Franz Xaver Diggelmaier geworden — der Diggelmaier auf der letzten Bank — der Diggelmaier, der den Kopf voller Lustigkeiten und Viechereien hatte — der würdige Professor — ach ja ... jaja ...

Ich blätterte weiter im Telephonbuch: Praxmaier — Praxmaier Anton — Nein, der stand nicht darin, der hatte nicht einmal ein Telephon. Vielleicht war's gut so. Vielleicht hätte er mich erst recht enttäuscht, der gemütliche Praxmaier, der immer die Hausaufgaben von mir abschrieb — der mich immer verstohlen zwickte, wenn der Lehrer mal was Dummes sagte ...

Ich hatte weitergeblättert. Den Franz Schwickelmann hatte ich aufgeblättert.

„Sechzehn vierunddreißig bitte, Fräulein!"

Rrrr ...

„Hier Schwickelmann — Franz Schwickelmann — Schriftsteller Franz Schwickelmann — Sie wünschen?"

Ah, endlich eine angenehme Enttäuschung. Die würdevolle Stimme unseres Klassenersten, der immer alles wußte, hatte nach der fröhlichen Seite umgeschlagen.

„Grüß dich Gott, Franz Schwickelmann, wie geht's?"

„Hm, das kommt darauf an, wer am andern Ende dieses Drahts ist — Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt, mein lieber Herr."

„Hier Fritz Müller."

„Fritz Müller? Kenn ich nicht!"

„Aber, Franz Schwickelmann, kennen

Sie denn nicht mehr Ihren alten Schulkameraden Fritz Müller?"

„Hm, warten Sie — Fritz Müller, sagen Sie? War das nicht ... Hm ja, lassen Sie die Dummheiten, Herr! Mein Schulkamerad Fritz Müller — jaja, der in der fünften Bank — der hatte eine glockenhelle Stimme und kein solches Gequiekse, wie Sie es jetzt am Telephon machen! Halten Sie gefälligst andere Leute zum besten, verehrter Herr — Und außerdem, mich kriegen Sie nicht dran: Der, der Sie sein wollen, der Fritz Müller, ist ja längst gestorben — Schluß!"

Aus der Telephonkabine ging ein zerknitterter Mensch. Der Mensch war ich. Lächelnd kam der Kellner auf mich zu:

„Wieviele Telephongespräche, bitte, Herr Müller, Herr Fritz Müller?"

Ich fuhr auf. Woher wußte dieser Mensch meinen Namen?

„Sie haben an der Telephonzelle gelauscht?"

„Hatte ich nicht nötig, hatte ich wirklich nicht nötig," sagte er gemütlich, und seine Hand machte eine halb verstohlene Bewegung, als wollte er mich zwicken — wie damals der Anton Praxmaier, wenn der Lehrer mal was Dummes gesagt hatte ...

„So, hatten Sie nicht nötig — Wer sind Sie denn eigentlich, he?"

„Der Anton Praxmaier neben Ihnen in der fünften Bank — der Anton Praxmaier, der so oft die Hausaufgaben von Ihnen abgeschrieben hat ..."

Und dann stellte es sich in den fünf Minuten eines eiligen Schwatzes bis zur Zugabfahrt heraus, daß der Anton Praxmaier, der gemütliche Anton Praxmaier, der einzige meiner Schulkameraden im Adreßbuch war, der sich kein bißchen verändert hatte. Der ganz der alte, liebe, gemütliche Anton Praxmaier aus der fünften Bank geblieben war. Wenn er auch nur ein Kellner wurde.

Und in der langen Schnellzugsmuße, die ich nachher hatte, dachte ich darüber nach, ob es vielleicht damit zusammenhing, daß alle andern Telephone bekommen hatten und nur der Anton Praxmaier keins ...

Nächtliche Vision

Dicht am vielbefahrnen Schienenstrang
Steht ein trotz'ger Baum, jahrhundertlang,
Einem Hüter gleich ans Tor gelehnt,
Wo ein Gartenland sich friedlich dehnt.
Wenn der Wind durch seine Zweige zieht,
Singt er mir der goldnen Jugend Lied.
Ueberwältigt oft von Sonnenpracht
Hab' ich bei dem Freunde Rast gemacht;
In verlorne, süße Träumerein
Hüllte mich sein leises Raunen ein.
Und die Stille rings war seltsam tief,
Bis ein Beben durch die Schienen lief,
Bis ein rauchumhüllter, langer Zug
Brausend Leid und Glück vorübertrug.
Da und dort am Fenster ein Gesicht,
Hier ein ernstes, dort eins hoffnungslicht,
Und erwacht aus meiner Träumerei,
Sann ich, was das Schicksal aller sei.
Doch sekundenrasch entfloh der Zug,
Der mir eine Welt vorübertrug;
Fern erstarb der Räder Melodie —
Sommerträume, ich vergess' euch nie.
Doch in jenes sanfte Morgenlicht
Drängt sich jetzt ein düster Nachtgesicht:
Eine rätselschwere, fremde Macht,
Schwebte um den Baum die Mitternacht,
Hüllte mich in seltsam tiefen Bann,
Bis ein Beben durch die Schienen rann,
Bis ein leiser, geisterhafter Zug
Leid — nur Leid an mir vorübertrug.
Eine Fensterreihe, rot erhellt,
Weiße Lagerstätten, dicht gesellt,
Lebenstrümmer und geborstnes Glück
Kehrten nach dem Heimatland zurück.
Doch sekundenrasch entfloh der Zug,
Der mir eine Welt vorübertrug.
Fern erstarb der Räder Melodie —
Düstres Nachtbild, ich vergess' dich nie.

Anna Burg, Aarburg.

□ □ □ □